

Verstanden werden

Dankesrede zum Friedrich-Hölderlin-Preis 2017

Eva Menasse, 11. Juni 2017

In meinem letzten Buch „Tiere für Fortgeschrittene“ stehen diese Sätze:

„Natürlich war ihr klar, dass die bedeutenden Momente im Leben meist genauso unbemerkt abliefen wie alle anderen. Erst die Rückschau verlieh bestimmten Szenen ihre Aufladung, ihr einzigartiges Licht. Trotzdem musste es Ereignisse geben, von denen man gleich wusste, dass sie schwerer wiegen würden als das meiste andere, was die Zukunft noch bereithielt“.

Sie stehen an einer traurigen Stelle, einer, um die mein Schreiben von Anfang an kreist und von der es möglicherweise seinen Ausgang genommen hat. Die wunde Stelle meiner Familiengeschichte ist das Schicksal meines Vaters, der im Alter von acht Jahren auf einen sogenannten Kindertransport geschickt wurde, eine humanitäre Aktion der Engländer. Mit solchen Transporten wurden innerhalb von weniger als einem Jahr, von Dezember 1938 bis zum Kriegsausbruch 1939, rund zehntausend jüdische Kinder gerettet, als es für Juden keine andere Möglichkeit mehr gab, in Europa Schutz zu finden. Über dem Moment des Abschiednehmens von den Eltern liegt ein Nebel des Vergessens und Verdrängens. Mein Vater hat dazu nie sehr viel sagen können. Aber eine andere Geschichte hat er oft erzählt, in der für ihn so typischen Art, noch aus dem größten Schrecken eine heitere Anekdote zu machen: Auf der mehrtägigen Fahrt nach England erkrankte er an Scharlach, und deshalb wurde er, gleich nach der Überfahrt in Dover, von den anderen Kindern, am schlimmsten: von seinem großen Bruder Kurt getrennt und in ein Krankenhaus gebracht. Dort lag er, vermutlich tagelang mit hohem Fieber, und wusste nicht, wie ihm geschah. Denn er verstand ja kein Wort, er verstand – selten passt die Formel so genau – „die Welt nicht mehr“. Eine Krankenschwester brachte

ihm bei, auf jede Frage einfach mit dem kurzen Satz „Very well, thank you“ zu antworten – man kann darüber lange sinnieren, ob das nett gemeint war oder infam. Der kleine Junge, aus dem Jahrzehnte später mein Vater wurde, bemerkte jedenfalls schnell, wie gut das ankam. Aber diese Geschichte erzählte er immer auf eine Weise, die normalerweise schlechte Erzähler charakterisiert. Da das auf ihn nicht zutrifft, er im Gegenteil ein beliebter und begehrter Redner und Geschichtenerzähler war und ist, erscheint es mir bedeutungsvoll. Die Pointe einer Anekdote muss ja wie ein Pfeil sein, der ins Schwarze trifft, kurz und knapp und ploppend, oder wie ein kurzer Schwerthieb, nach dem höchstens die Luft noch ein wenig vibriert vom Sausen der Klinge. Der gute Erzähler schaut dabei ungerührt drein wie ein geübter Kartenspieler, der mein Vater übrigens auch ist. Und die anderen lachen, im geglückten Fall.

Bei der Scharlach-Geschichte war alles anders. Mein Vater ruderte in der Pointe herum wie in einem schlammigen Delta und konnte weder mit dem eigenen Lachen, noch mit den ständigen Wiederholungen der Pointe aufhören. Stell dir das einmal vor, sagte er, immer nur *Very well, thank you!* Und fällt dir auf, es passt! *Are you hungry? Very well, thank you. You will have to take this medicine! Very well, thank you. It's scarlet fever, that's what you've caught! Very well, thank you. Tomorrow you can go home. Very well, thank you.* Und dazu lachte er und schüttelte gleichzeitig ununterbrochen ungläubig den Kopf.

Sein erster Satz auf Englisch war der passende Schlüssel zu seinem neuen Leben, das nach acht behüteten Jahren diese dramatische Wendung genommen hatte. Und der Satz wurde prägend. Bis heute ist mein Vater ein „Very well, thank you“-Mensch. Zurück in Wien wurde daraus die Phrase „Danke, alles bestens“. Man hat – zumindest in der Öffentlichkeit – selten etwas anderes von ihm gehört, wenn man ihn nach seinem Befinden fragte. Allerdings – aber das wusste nur die engste Familie – war er immer hypochondrisch bis an den Rand der Hysterie. Krankheiten, Verletzungen, Unfälle, Arztbesuche versetzen ihn bis heute – wo das in seinem hohen Alter ja ständig zunimmt und nichts mehr besser wird – schier in Panik. Aber da hat ihm auch früher schon jeder Humor gefehlt, den etwa sein Bruder, mein lebenslang kränkelder Onkel, so unübertrefflich unter Beweis

stellte, wenn er auf die einschlägigen Fragen antwortete: „Vielen Dank, es geht mir gut, ich bin Patient der gesamten Heilkunde“.

Neun Jahre nach der Flucht vor den Nazis, nach dem Scharlach, nach dem Neubeginn bei fremden Menschen in einem fremden Land kehrte mein Vater als fast erwachsener junger Mann nach Hause zurück, weil seine Eltern aufgrund verschiedener Glücksfälle und wohl auch dank dem Mut meiner Großmutter überlebt hatten. Die Geschichte meines Vaters – auch das möchte ich mit allem Nachdruck sagen – hatte ein Happy-End, ein extrem seltenes. Nur ein winziger Bruchteil der Kindertransport-Kinder kam zurück. Für die allermeisten gab es niemanden mehr, zu dem sie hätten zurückkehren können, also blieben sie, wo sie waren, oder wanderten weiter, nach Israel, in die Vereinigten Staaten. Happy Ends sind jedenfalls etwas, was mein Vater immer sehr liebte, nicht nur bei Filmen und Büchern.

Als er 1947 nach Wien zurückkam, hatte mein Vater sein Deutsch komplett vergessen. Er musste es neu lernen, Privatstunden nehmen bei einer pensionierten Lehrerin, teuer bezahlt von meinen Großeltern mit Lebensmittelmarken. Dies ist die andere Szene, die in meinem Kopf so fest sitzt, als hätte ich sie selbst erlebt: Der hoch aufgeschossene Siebzehnjährige, wie er auf dem Westbahnhof ankommt, mit einem Seesack auf dem Rücken, vor sich zwei ärmlich gekleidete, fast fremde alte Menschen, die auf ihn einreden, daneben sein kettenrauchender älterer Bruder in der englischen Uniform, der zwischen Eltern und Kind übersetzen muss.

An dieser Stelle war ich, bis hierher hatte ich geschrieben, den Titel für meine Dankesrede hatte ich ja schon, er war mir an dem Abend, als ich die Nachricht erhielt, sofort eingefallen: *Verstanden werden*. Und ich wusste eigentlich, wo ich so ungefähr hinwollte, nämlich durchaus auch zu Hölderlin, von dem ich befürchte, ihn nie recht verstanden zu haben. Ich wollte darüber nachdenken, wieviel wir überhaupt verstehen können von jemandem, zwischen dem und uns sich ein solches großes Meer aus Zeit erstreckt; andererseits aber über das Phänomen, dass Dichter wie Hölderlin in ihren längst vergangenen Jahrhunderten Gedichte in eine Flaschenpost gesteckt haben, die immer noch ankommen bei uns: „Im Winde klirren die Fahnen“, das war für mich immer ein Bild, DAS Bild der Nazizeit, zum Beispiel der Olympischen Spiele

von 1936, obwohl oder gerade weil diese im August stattfanden. Und wenn so eine Post ankommt, dann brauchen wir – brauche also ich – die Umstände möglicherweise gar nicht mehr genau zu verstehen, unter denen sie verfasst und verpackt wurde – die Hauptsache ist doch, dass sie lebt, wenn man sie öffnet....

Aber da kam etwas ins Spiel, was beim Schreiben so häufig passiert, dass es mit „Zufall“ nicht richtig beschrieben ist, beziehungsweise nur mit der anderen, versteckteren Bedeutung dieses Worts, dass einem etwas zufällt wie ein Erbe oder Gewinn. Ich stieß an einer Stelle auf Hölderlin, an der ich keineswegs mit ihm gerechnet oder gar nach ihm gesucht hätte, nämlich bei Sebald. In Sebalds Büchern kommen Menschen wie mein Vater vor, Vertriebene und Emigranten, in Sebalds Büchern ist dieses saftig grüne, ländliche England aufbewahrt, in dem mein Vater aufgewachsen ist zwischen 1938 und 1947. Sebald wanderte 1967 nach England aus, zwanzig Jahre, nachdem mein Vater von dort zurückgekehrt war. Er ging im selben Jahr hinüber, in dem in Wien meine Eltern heirateten. Ich glaube, auch Sebald hat 1967 geheiratet. Sein Buch „Die Ringe des Saturn“ kreist um seinen engen Freund, den Übersetzer und Lyriker Michael Hamburger, der als Halbwüchsiger vor den Nazis aus Berlin-Charlottenburg nach England geflüchtet ist. Hamburger war ein Jahr jünger als mein Onkel, und ebenso wie er wurde er britischer Soldat. Ein Jahr älter als mein Onkel Kurt Menasse, zwei Jahre älter als Michael Hamburger war wiederum Georg Kreisler, der hier in Bad Homburg vor sieben Jahren den Hölderlin-Preis bekommen hat. Ich hatte damals die große Ehre, die Laudatio auf ihn zu halten. Diese Ehre hat nur eineinhalb Jahre später eine andere Aufgabe nach sich gezogen, die schwere, an Kreislers Grab zu sprechen. Damals erst, als nach meinem Onkel auch Georg Kreisler gestorben war, kam mir folgender Gedanke: Dass Verfolgung und Vertreibung in der Pubertät womöglich noch viel schwerer wiegen als in anderen Lebensaltern. Ich habe in Kreisler wie in meinem Onkel plötzlich einen bestimmten Typus erkannt, den der in den mittleren 20er Jahren geborenen und mit 14, 15 Jahren vertriebenen Juden. Ihnen saß die Erniedrigung lebenslang in den Knochen, sie erzeugte eine bestimmte Art von schwarzem Humor und Unerbittlichkeit, die Georg Kreisler einmal dichten ließ: „Nur die Unzufriedenheit macht mich glücklich“. Meinem Vater – *very well*,

thank you - ist das erspart geblieben, wahrscheinlich, weil er noch ein Kind war. Er war noch so klein, dass er wichtige Dinge vergessen konnte: Die Demütigungen ebenso wie die Muttersprache.

Anders als die beiden anderen, als Michael Hamburger und mein Onkel Kurt, war Georg Kreisler amerikanischer Soldat geworden, kein englischer. Aber allen dreien war gemeinsam, dass sie in den Uniformen der Länder, die ihnen das Leben gerettet hatten, zurückkamen und die besiegten und gefangengenommenen Nazis, vor denen sie hatten flüchten müssen, verhörten. Da sie ihre Sprache sprachen. Da sie die Muttersprache gemeinsam hatten. Da sie sie verstehen konnten, in dem einen, wenn schon nicht in dem anderen Sinn, den wir dafür haben.

Zufällige Zusammenhänge, könnten Sie jetzt sagen. Aber Michael Hamburger hat sich auf eine vergleichbare metaphysische Weise mit Hölderlin verbunden gefühlt, wie wir von Sebald in „Die Ringe des Saturn“ erfahren. Hamburger fragte sich, ob es Zufall sei, dass er mit 15, 16 Jahren, als Schüler, als jugendlicher Emigrant begann, ausgerechnet Hölderlins Elegien ins Englische zu übersetzen. Ob es Zufall war, dass er zwei Tage nach Hölderlin Geburtstag hatte, am 22. März, und dass er später in ein Haus zog, in dessen Garten eine eiserne Wasserpumpe aus dem Geburtsjahr Hölderlins stand, die Jahreszahl 1770 darin eingraviert.

Eine Wasserpumpe.

Wie Sie vielleicht wissen, wurde aus Michael Hamburger, der nicht nur ein bedeutender Übersetzer aus dem Deutschen, Französischen und Italienischen, sondern selbst auch ein ausgezeichneter Lyriker war, in seinen späteren Jahren darüberhinaus ein erfolgreicher Apfelzüchter. Äpfel, nicht Birnen. Dort draußen in seinem Haus in Suffolk züchtete er alte, vergessene Sorten. Das Wasser dafür, so stelle ich es mir vor, das Wasser für die Bewahrung oder sogar Wiedergewinnung der Apfelvielfalt, kam aus Hölderlins Wasserpumpe, wenn Sie mir diese plumpe Verkürzung gestatten. Aber die Sätze, die extra für mich aus der metaphysischen, der Sebaldschen Wasserpumpe emporgestiegen scheinen, stehen davor, in den Passagen, *bevor* zum ersten Mal der Name Hölderlin fällt. Da heißt es nämlich:

„Tage- und wochenlang zermartert man sich vergebens den Kopf, wüßte, wenn man danach befragt würde, nicht, ob man weiterschreibt aus Gewohnheit oder aus Geltungssucht, oder weil man nichts anderes gelernt hat, oder aus Verwunderung über das Leben, aus Wahrheitsliebe, aus Verzweiflung oder Empörung, ebensowenig wie man zu sagen vermöchte, ob man durch das Schreiben klüger oder verrückter wird.“

Was für eine anheimelnd-unheimliche Frage: Ob man durch das Schreiben klüger oder verrückter wird! Lange Zeit hätte ich geantwortet, Schreiben sei doch zumindest ein Versuch, die Welt zu ordnen. Durch das Ordnen und in-eine-Form-Bringen zum Verstehen zu gelangen, was strenggenommen noch nicht bedeutet, klüger zu werden. Es müsste uns ja eigentlich genügen, wenn auf der Basis der bisher erlangten Klugheit die heiß-verworrenen Phänomene der Welt um uns herum nicht nur abgebildet, sondern durch Be-Schreibung auch besser verstanden, meinetwegen verdaut werden könnten. Aber je länger ich schreibe, je länger ich – auch mit der gar nicht hoch genug einzuschätzenden moralischen Unterstützung von Preisen wie diesem – es überhaupt wage, mich als Schriftstellerin zu bezeichnen, je genauer ich meine Schwächen kenne und vermeide, desto lauter werden die geheimnisvollen Stimmen, die zur Anarchie aufrufen, dazu, alles über Bord zu schmeißen, was man sich über Jahre an Techniken und Verfahrensweisen, an Meinungen und Sicherheiten angeeignet hat. Desto stärker wird der seltsame Wunsch, die Wörter und die Gedanken einfach hinzukippen wie einen Eimer Legosteine und nach irgendwelchen kindlichen Kriterien zu ordnen, nach Farben, Oberflächen oder herbeiphantasierten Zusammenhängen. Äpfel mit Birnen zu vertauschen, Gelb mit Rot. Und dabei plötzlich etwas zu entdecken, was Sebald nicht mehr erfahren hat und von dem wir rätseln dürfen, ob es Michael Hamburger wusste oder nicht, von dem wir aber wetten möchten, dass es alle beide glücklich gemacht hätte: Dass Michael Hamburger doch tatsächlich am selben Tag starb wie Hölderlin, an einem 7. Juni.

Die Möglichkeit verrückt zu sein oder zu werden, liegt wohl im Schreiben drin, und gar nicht so besonders tief unten. Verrückt heißt erst einmal nicht mehr als verschoben. Zum Schreiben muss man verschoben sein, sich selbst verschieben oder zugelassen haben, dass es die eigenen Gedanken tun. Wenn es

eine zart-durchscheinende Membran gibt, die unseren Geist umschließt und ihn nach Maßgabe gesund und stabil hält, so muss man wohl gerade diese Membran manchmal durchstechen, um an das echte, überscharfe, gefährlich schillernde und deshalb so süchtig machende Zeug zu kommen. Um den kürzesten Weg zu nehmen von den gelben Birnen zu den klirrenden Fahnen, oder, um einen anderen zu nennen, der auch nicht ganz dicht oder bloß anders dicht war, um die „schwarze Milch der Frühe“ zu finden und gleich einen furchtlosen Schluck davon zu nehmen. Mein Bruder besaß früher eine Streichholzsachtel, die in meiner Erinnerung magische Züge annimmt. Darauf stand, in Großbuchstaben: MANCHE MENSCHEN SIND DICHTER. Diese Streichhölzer müsste man haben. Sie würden einen gewiss beschützen. Wenn man nicht weiterweiß, könnte man eines anstreichen und warten, dass es leichter wird.

Diesen großen Preis zu bekommen ist ein solch federleichter, ein erhebender Moment. Und trotzdem reagiere ich schon kurz danach auf eine Weise, die ich wieder meinem Vater, beziehungsweise der Geschichte meines Vaters in die Schuhe schieben möchte. Diese seltsame Reaktion – direkt nach und fast gleichzeitig mit der überschäumenden Freude – ist eine Art Panik, ob man es auch beweisen kann. Was beweisen? Dass man kein Hochstapler ist. Dass man den Preis zu Recht bekommen hat und es kein Irrtum einer momentan verrückt gewordenen Jury war. Dass man davon auch bestimmt nicht großwahnsinnig wird (*großkopfert* heißt das in Wien, und es ist eine Eigenschaft, die mein Vater besonders verabscheut), dass man sich im Gegenteil hinsetzen wird und sich wirklich bemühen, etwas Neues und Gutes zu schreiben. Spinnst du, fragen mich meine wohlmeinenden Freunde, jetzt genieß die Sache doch mal.

Mach ich. Versuch ich. *Very well, thank you.* Und da muss ich wieder an Hölderlin denken, von dem ja vermutet wurde, dass er manchmal den Irrsinn nur spielte. Je länger man diesen Gedanken in sich bewegt, desto näher liegt er, ganz nahe. Den Irrsinn vorspielen oder das Normalsein vorspielen, weil man doch oft nicht so ist, wie man sein sollte, wie es erwartet wird.

Verstanden werden – das waren jedenfalls die beiden Worte, die mir als erstes einfielen, als die Nachricht vom Hölderlin-Preis kam, zusammen mit der Jury-Begründung, die mich wirklich

glücklich gemacht hat, glücklich und aufgeregt. Verständigung war gelungen; ich habe, mit meinen Büchern, etwas gesagt, und jemand hat es verstanden, so, wie ich es gemeint habe. Dann fiel mir mein eigener Satz im letzten Buch wieder ein, der mit den besonderen Momenten im Leben. Und mit einem Mal wurde mir klar, dass er ebenso auf die glücklichen Momente anzuwenden ist, ja dass es möglicherweise besonders notwendig ist, sich gerade diese jetzt endlich ganz genau und für alle Zukunft zu merken. Denn das gegenseitige Verstehen und Verstanden-Werden ist ja nicht gerade das Merkmal unsrer jüngsten Gegenwart. Im Gegenteil. Umso mehr möchte ich mir die Gelegenheiten merken, wenn es doch einmal gelingt. *Trunken von Küssen* wollen wir sie aufbewahren und warm halten für später, *wenn es Winter ist und die Mauern stehn sprachlos und kalt.*